

der protestantisch oder ganz säkularisiert!“

Der äthiopischen Geistlichkeit ist auch bekannt, daß der Kommunismus unter der äthiopischen Jugend viele Anhänger gefunden hat. Durch eine bessere Ausbildung des Klerus will die koptische Kirche dieser Gefahr begegnen. Aber wird ihr das gelingen? Schon steht mitten in Addis Abeba ein großes sowjetisches Informationszentrum, schon haben die Sowjets das beste Krankenhaus des Landes, und schon arbeiten ihre Agenten unter den mohammedanischen Stämmen Äthiopiens, die das Joch der Kopten abschütteln wollen. Was wird geschehen, wenn Italienisch-Somaliland auf Wunsch der UNO seine Freiheit erhält? Wenn die mohammedanischen Somalis in Ostafrika zusammenhalten, wird die koptische Staatskirche in eine sehr bedrängte Situation geraten.

All dies weiß Abuna Basilio, der Metropolit Äthiopiens. In seiner Hand ruht eine große Machtfülle; denn er ist der erste Metropolit, der auch „Etschege“ ist, das heißt: das Oberhaupt der ganzen äthiopischen Klöster, deren Zahl in die Tausende geht.

Die wichtigsten Aufgaben in den Augen des Metropoliten sind augenblicklich: höheres Niveau der Priesterbildung, Zurückdrängen des Einflusses europäischer und amerikanischer Missionare, Aufklärung über die Gefahren des Islams und des Kommunismus, Hinwendung zur Orthodoxie und ständige Isolierung vom Patriarchat Alexandria, dessen Machtansprüche Äthiopien seit der Mitte des vierten Jahrhunderts verspürt hat.

Weiterhin strebt der Metropolit eine größere Missionstätigkeit der Kopten in den mohammedanischen und heidnischen Gebieten Äthiopiens an. Leider waren die Erfolge bisher gering, da die Orientalen es oft an der nötigen Aktivität fehlen lassen.

Eigenartig ist die Askese der koptischen Mönche. Viele von ihnen essen nichts, was von warmblütigen Tieren stammt, weder Fleisch, Milch, Butter

noch Käse. Auch die Eier lehnen sie ab. Leider erschöpft sich die Tätigkeit dieser Mönche oft in Askese und Gebet, während Abuna Basilio diese Klöster zu Bildungszentren machen möchte. Wie auf dem Athos, so ist auch bei den äthiopischen Mönchen wissenschaftliches Streben verpönt. Wann wird hier eine Änderung eintreten?

Der Einfluß der beiden Apostolischen Exarchate Eritrea und Äthiopien ist noch klein. In Äthiopien unterstehen heute erst etwa 20000 Katholiken des äthiopisch-alexandrinischen Ritus der Kongregation für die Ostkirche. In Eritrea, wo der italienische Einfluß länger gedauert hat, sind es 30000 Katholiken. Diesen wenigen Anhängern Roms stehen in Äthiopien und Eritrea etwa 9 Millionen Kopten und 7 Millionen Mohammedaner und Heiden gegenüber.

Zur Zeit ist noch alles im Fluß. Wir dürfen gespannt sein, ob sich die Kopten dem Islam gegenüber behaupten können und ob ihnen die Hinwendung zur Orthodoxie gelingt. Rom kann in der nächsten Zeit noch nicht mit größeren Erfolgen in Äthiopien rechnen. Es gilt erst die Vorurteile zu beseitigen, die durch die wiederholten Angriffe der Italiener auf Äthiopien entstanden sind. Für den einfachen Äthiopier ist es schwierig, die Vorstellungen Italien und Katholizismus zu trennen. Ein Italiener ist ein Katholik, aber auch ein Feind des Landes, und so gilt der Katholizismus eben als landesfeindlich. So sieht die Gleichung bei weiten Kreisen des äthiopischen Volkes aus. Es wird noch viel Zeit vergehen, bis die Äthiopier die italienischen Überfälle von 1935 und 1896 vergessen haben.

Der Hauptmann von Köpenick oder die Entmythologisierung der Uniform

Genau vor 50 Jahren, am 16. Oktober 1906, verübte der Schuster Wilhelm Voigt den berühmten Streich, der ganz Deutschland, ja die halbe Welt damals

auflachen ließ und ihn als „Hauptmann von Köpenick“ unsterblich gemacht hat. Wer wüßte heute überhaupt von Köpenick ohne seine Tat? Man begreift, daß dieser Stoff einen Mann wie Käutner in dem Augenblick reizen mußte, da das Militär in der Form der westdeutschen Bundeswehr von neuem in unser Leben Einzug hält.

Der hübsche Film, der dabei herauskam, bleibt denn auch keineswegs bei dem etwas billigen Effekt des berühmten Handstreiches stehen. Käutner und Zuckmayer, die gemeinsam für ihn zeichnen, vertiefen die Story auf eine doppelte Weise: Einmal wird der Schuster Voigt durch einen langen Leidensweg in Gefängnissen und bei den Behörden auf seine große Stunde innerlich vorbereitet, wobei zugleich dafür gesorgt ist, daß das Publikum den zwar straffällig gewordenen, im übrigen aber unbeholfen-gütigen Mann in sein Herz schließt. Für Heinz Rühmann aber wird es die große Rolle seines Lebens. Großartig, wie er das spielt und wie gründlich und sauber der Film bis in alle Nebenrollen und Einzelheiten gearbeitet ist.

Auf der andern Seite versäumt der Film nicht, sich die Voraussetzung des ganzen Streiches gründlich vorzunehmen: die Uniform und ihre geradezu magische Wirkung auf die deutschen Menschen der Wilhelminischen Ära, die Frauenwelt kräftig eingeschlossen. So wird der Film zu einem Sittenbild und einer Zeitsatire. Sie gilt für ganz Deutschland; aber ihr Brenn- und Mittelpunkt heißt Berlin. Dieser Film atmet Berliner Luft, und man muß schon etwas Berlinerisch verstehen, um ihn ganz zu gustieren. Der Berliner, der uns hier begegnet, ist der waschechte Typ mit der treffsicheren „Klappe“ und dem leicht gerührten Herzen. Es ist — in den volkstümlichen Partien — einigermaßen das Milieu von Zille und aus den Anfängen des Sozialismus und in den höheren Kreisen, nun ja, da ist es noch weniger erfreulich.

Dennoch ist auch dies leider echt: die

Schilderung des satten Bürgertums um die Jahrhundertwende, mit seinem robusten Selbstbewußtsein, seinem Staatsethos und seinem Hurratriotismus. Der Offizier und allenfalls noch der Reserveoffizier ist das Höchste. Die Uniform ist alles. Sie ist der Held dieser Geschichte. Oder vielmehr: indem der Schuster sich ihrer „frevlerisch“ bedient, wird offenbar, wie sinn- und maßlos sie in dieser Welt der hackenschlagenden und schnurrbartstreichenden Männer vergötzt wird. Während dies alles, der Lächerlichkeit preisgegeben, zusammenstürzt, kommt uns zum Bewußtsein: so also lebten unsere Eltern und Großeltern! Das also war die „gute, alte Zeit“; und so sehen die gründenden Triebe germanischen Kraftmeiertums aus, die womöglich ungeahnt munter in uns weiterwuchern. So bieder und kreuzbrav vieles davon gemeint gewesen sein mag, man beginnt den Spott des Auslandes und die wachsende Sorge weitblickender und freiheitsliebender Menschen bei uns selbst zu begreifen. Alles in allem, ein heilsamer Deutschenspiegel, wenn man natürlich auch nicht verlangen kann, daß der Film, indem er sich diesen einen Zug aufs Korn nimmt, allen Erscheinungen der Wilhelminischen Zeit gerecht werde. So hat z. B. Michael Freund in „Die Zeit“ (Hamburg, 13. Sept. 1956 Nr. 37) darauf hingewiesen, welche verfassungsmäßige Sicherheit die bürgerliche Welt damals besaß und wie gerade in der konstitutionellen Monarchie die zivile Verwaltung staatsrechtlich gegen Übergriffe des Militärs geschützt war. (Wir meinen hier dagegen das psychologische und soziologische Moment.)

Die Kritik könnte an manchen Stellen ansetzen. Es wird etwas viel auf die Tränendrüsen gedrückt, obwohl das, wie gesagt, in etwa zur Berliner Volksart paßt. Es werden etwas viel Sentenzen vorgetragen, obwohl auch das dem Mann aus dem Volk liegt: auch dem zerstreuten Zuschauer wird allmählich klar, worauf das Ganze hinauswill. Wichtiger scheint uns eine andere Frage, näm-

lich die, ob nicht die Inhaber der staatlichen Gewalt reichlich schlecht wegkommen und alles Licht der Güte auf die lichtscheuen Elemente konzentriert wird. Könnte nicht auf diese Weise in den Augen des Publikums die Autorität des Staates und seiner Organe überhaupt in Mitleidenschaft gezogen werden? Gewiß, im Film handelt es sich um die Beamten und Reviervorsteher von 1906. Dennoch: könnte sich nicht bei manchen die Vorstellung bilden und feststellen: Behörde ist Behörde, Polizei ist Polizei? Sie halten alle zusammen, die jenseits der Barrikade sitzen. Sie sind hart und eng und pharisäisch und treten den kleinen Mann, wo sie nur können.

Solche Schwarz-Weiß-Malerei wäre gefährlich. Wir brauchen gerade heute eine neue, ehrliche Achtung vor der Autorität des demokratischen Staates. Wenn die Schutzleute im demokratischen Staat dazu erzogen werden, sich dem Staatsbürger gegenüber als Helfer und Freunde zu fühlen (und unsere Verkehrs- und Schutzpolizei lebt diese neue Gesinnung doch auch tatsächlich), dann muß umgekehrt auch der Staatsbürger seine Vorurteile gegen die Männer des Ordnungs- und Sicherheitsdienstes abbauen, auch wenn sie uniformiert sind. Sie schützen ihn doch nur selbst; und daß sie eine Uniform tragen, hat seinen guten Sinn. Und was die Tatsache angeht, daß wir nun auch wieder Mitgliedern der Bundeswehr begegnen und vielleicht selbst eines Tages die neue Uniform anziehen, so soll und darf das gewiß nicht zu einem neuen Mythos der Uniform führen. Aber wer einen Blick dafür hat, muß doch zugeben, daß die neue Uniform offenbar aus einer neuen geistigen Haltung geschaffen worden ist. Die Männer der Bundeswehr, denen man begegnet, tragen sie bescheiden. Ja, es scheint, daß man sie in ihrem Selbstbewußtsein eher bestärken, als es dämpfen muß. So sehr haben sich die Dinge inzwischen gewandelt. So schwer lastet die Hypothek der Vergangenheit auf unsern jungen Männern.

Der Film selbst hat dankenswerterweise ein Korrektiv angebracht, das man nicht übersehen darf. Er hat die Schwarz-Weiß-Malerei durch eine Rolle zu dämpfen und auszugleichen versucht, die gerade in ihrer Differenzierung schwierig und undankbar erscheint. Wir meinen die des Schwagers und halten ihre Interpretation durch Willy A. Kleinau für eine großartige Leistung. Mit diesem Mann wird nicht nur der gehobene Mannschaftsstand repräsentiert (er ist kleiner Beamter und im Dienst Unteroffizier), in ihm steht die breite und wichtige Schicht des Volkes vor uns, die mit ihrem Fleiß, ihrer Treue und ihren Opfern weithin den Staat trägt. Der Schwager sieht durchaus die Grenzen und Härten der nun einmal herrschenden Ordnung (er hat ja selbst unter ihr zu leiden). Dennoch bejaht er sie aus Pflichtbewußtsein, ja aus der geradezu metaphysischen Ahnung heraus, daß die Welt ohne diese entsagende Treue aus den Fugen ginge. Es ist vieles an den richtigen Ort gerückt, wenn man dieser Gestalt und der breiten Schicht, die sie repräsentiert, die nötige Beachtung schenkt. Es ist ja schließlich auch ein Lichtblick, daß die kaiserliche Justiz im letzten Augenblick dennoch Sinn für Humor hat (Majestät selbst hat gelacht!), und so steuert der Film fröhlich dem happy-end entgegen.

Noch einmal marschieren die schmuckten Soldaten. Sie marschieren mit klingendem Spiel an dem einfachen, unbeholfenen Schuster mit seinem Pappkarton vorbei. Es ist ein Sieg des Films und Heinz Rühmanns, daß nun nicht mehr den Soldaten in ihren noch so schmucken Uniformen, sondern dem „vielgeprüften“ einfachen Mann mit der Melone unsere Herzen zufliegen (ach, es liegen ja auch zwei Weltkriege dazwischen!). Es ist schön, daß Armut und Menschenfreundlichkeit im Bund mit dem blitzenden Schalk gesiegt haben. Der Bürokratie ist ein Schnippchen geschlagen. Die Uniform ist entmythologisiert. Schön und gut; wir freuen uns

mit. Dennoch, wenn uns der Film mit dem ans Herz greifenden hellen Bild entläßt: der Schuster schreitet mit seinen ihn froh umringenden Kindern dem wiedergefundenen Familienglück entgegen — wer bändigt denn das Chaos und schenkt dem Menschen den Raum für ein bißchen Glück und Frieden? Doch nur die Ordnung des Gemeinwesens in Gerechtigkeit und Freiheit. Und in ihm haben, da wir nun einmal auf dieser rauhen Erde leben, auch die uniformtragenden Hüter des Friedens ihren Sinn und ihre Ehre.

F. Hillig SJ

Östliche Musikauffassung

Musik war stets eine wertvolle, ja nicht selten unentbehrliche Helferin des Missionars. Ihre Dienste und Verdienste bezeugen uns in allen Jahrhunderten der Missionsgeschichte — man denke nur z. B. an die Missionsarbeit der Söhne des heiligen Benedikt, des heiligen Franz von Assisi und des heiligen Ignatius. Auch in der Enzyklika Pius' XII. „*Musicae sacrae disciplina*“ vom 25. Dezember 1955 (AAS 1956 [XXXXVIII] 1) findet der Missionar kostbare Sätze, auf die wir noch zu sprechen kommen. Die Missionsliteratur der letzten Zeit zeigt für missionsmusikalische Fragen eine erhöhte Aufmerksamkeit. Den Grund dafür sehen wir in den wertvollen Erkenntnissen der neueren Völkerkunde. Sie schenkt uns ein tieferes Verständnis der nicht-westlichen Kulturen und der seelischen Grundhaltung dieser Völker zur Musik, die jene des Abendländers an Weite und Tiefe übertrifft. Die Folge davon ist eine klarere Einsicht in den wirklichen Wertgehalt, den die Musik für die missionarische Arbeit besitzt, sowie die praktischen Aufgaben, die sich daraus ergeben. Die folgenden Ausführungen handeln von diesen Grundhaltungen.

Für den Abendländer ist Musik eine Tätigkeit im Reiche des Schönen. Sie ist ihm etwas, das dem ästhetischen Emp-

finden, wenn man will, dem ästhetischen Bedürfnis entspricht, eine Beschäftigung, die angenehme Abspannung und hohen Genuß zu bringen vermag; gewiß einen wesentlich höheren Genuß als etwa die Freuden einer wohlbesetzten Tafel, aber doch — abgesehen von Künstlerkreisen, denen Musik zum Beruf, ja zur Berufung werden kann — einen „Ohrenschmaus“, der nur Salz und Würze des Lebens, Schmuck und Bereicherung unseres Daseins bedeutet. Selbst die geistliche Musik oder die sogenannte ernste, klassische Musik, etwa eine Symphonie, ein Oratorium, wird selten zu uns in ein innigeres, tieferes Verhältnis treten als eben in das eines tiefen ästhetischen Genusses. Es mag besonders empfänglichen Naturen geschehen, daß sie etwa durch den „Messias“, die Matthäuspasion oder die Neunte Symphonie Beethovens oder Bruckners persönlich derart tief berührt werden, daß die Wellen auch in das ethische Gebiet hinüberschlagen und sie den Eindruck haben, als bessere Menschen aus dem Reich der Töne in das der Wirklichkeit zurückzukommen. Doch das sind seltene Ausnahmen. In der Regel finden wir den Satz Platos, die Güte eines Staates stünde stets auf verhältnismäßiger Höhe mit der Güte seiner Musik,¹ wirklichkeitsfremd und sonderbar.

Musik und Ethik haben nach unserer heutigen Auffassung wenig miteinander zu tun. Platos Musikphilosophie — so sagte man wohl besser statt Musikästhetik — steht im Mittelpunkt seiner Ethoslehre. Die dorische Skala e'-e (die Griechen rechneten ihre Tonleitern absteigend, nicht wie wir aufsteigend) hatte nach Plato Willensstärkung, die lydische Tonart c'-c und phrygische d'-d eine lähmende, willensschwächende Wirkung. Das war nicht die vereinzelt Lehre eines weltfernen Denkers, sondern die Überzeugung eines der größten Lehrer seiner Nation. Seine Forderung, daß darum der Staat für die mu-

¹ Vgl. Fritz Högl, Geschichte der Musik von der Antike bis zur Wiener Klassik, Wien 1951, S. 29.